



Weihnachtsbitter!

Schon ist von fern der Engel Stimme wieder, Die uns im Winter noch im Frühling singt, Vom Liebesfrühling, den der Christnacht Zauber In alle Herzen freudpendelnd bringt. Der Weihnacht Herzensfrühling naht erklärend, Nun schmüdt ihn festlich auch den kleinste Raum, Heißt auch den Armen ihre Güte schmücken, D gönnet allen einen Weihnachtsraum!

So manches Winterberg schlägt jetzt voll Bangen, Die Hand, die schwer sich müht um täglich Brod, Sie laßt den Tannenbaum in's Haus nicht pflanzen, Von dem der Liebe Kerze legend loht. Und ihre Kindlein zittern doch voll Hoffen, Und träumen süß vom goldenen Weihnachtsbaum, D laßt der Reinen Traum zur Wahrheit werden, D gönnet allen einen Weihnachtsraum!

Schwer ist die Zeit, — die fleiß'ge Hand auch findet Oft Arbeit nicht, — und ob sie liegt das Haus, Wo sonst wohl froh im Lichterglanz sich konnte Man's' herzig Lodenbüchlein, Licht und Kraus. Sie waren lieb und brav, — wie Schmerz's den Vater, Ach, diesmal hat er keinen Weihnachtsbaum, D eilet, nehmst den Kummer ihm vom Herzen, D gönnet allen einen Weihnachtsraum!

Um unires Christthums willen, das vom Himmel Erhien an unrer Seelen Frühlingstag, Macht einen Abend auch nur reich die Armen, Damit kein Herz im Dunkel traure mag. Ungleich verteidigt das Leben, — doch die Liebe Macht alles gleich beim lichten Tannenbaum, Ihr, die das Leben reichlich hat gegeben, D gönnet allen einen Weihnachtsraum! Demann Hitz.

Das Weihnachtsfest.

Historische Skizze von Rudolph Mülbener. Obgleich wir Weihnachten die Geburt des Erlösers feiern, so ist doch das Weihnachtsfest ursprünglich kein christliches, sondern ein heidnisches Fest.

Schon der Name Weihnacht deutet auf den heidnischen Ursprung des Festes, denn die alten Deutschen rechneten nicht nach Tagen, sondern nach Nächten, auch hatten die Germanen nicht bloss eine Weihnacht, die des December, sondern zwölf gewisse Nächte, deren ursprüngliche Bedeutung heute in unendlich vielen Gebräuchen in fast allen Theilen unrer Vaterlandes fortlebt.

Die Feste aller Naturvölker knüpfen an Naturereignisse an, und so feierten denn die Germanen — und nicht nur die, sondern auch manche andere heidnische Völker — in den zwölf Nächten der Weihnachtszeit das durch die eintretende Verlängerung der Tageszeit eintretende Wiedermachen der Natur, den Sieg des Lichtes über die Finsterniß, den Sieg der Sonne und des Sommers — die alten Deutschen unterschieden nur zwei Jahreszeiten — über den Winter, mit anderen Worten den Sieg des Lebens über den Tod.

In der Weihnacht, der kältesten Nacht, ward das neu taufend Hoffnungen wachende Jahr geboren, weshalb die selbe auch heute noch die Winternacht, attemlich Modra nicht, genannt wird; in ihr feierte man das Jut- (englisch Whool, angeschlossen jool) Fest, das heißt das Fest des von nun an am Himmel immer mehr und mehr aufsteigenden, Finsterniß, Kälte und Tod besiegenden Sonnenrades.

Deher waren das Weihnachts- und das Johannisfest die größten Feste der germanischen Völker.

Wie in der Johannisnacht, so zündete man auch in der Weihnacht Lichter an, bei uns vertrieht noch jetzt der Slaven, Romanen und Kelten unbekante Weihnachtsbaum den Dienst der Illumination, in England nimmt man, statt des Weihnachtsbaumes, Kerzen von zum Theil ungeheurer Größe und ein großer Bloß, der Jutboß, brennt als Symbol des leuchtenden Sonnenrades im Kamin. Da die Götter der Naturvölker selbst nur Personifikationen der Naturkräfte waren, so kamen dieselben natürlich auch während der Feste dieser Völker zu Ehren: die alten Deutschen feierten um die Jut- oder Weihnachtszeit zugleich die Vermählung Wodans, des obersten der Götter, mit Frigga, seiner Gemahlin.

Mit den religiösen Festen unrer Vorfahren waren zugleich Volksversammlungen verbunden, in denen über alle den Stamm, oder die engere Gemeinschaft betreffende inneren und äußeren Vorkommnisse Rath gepflogen, oder Beschluß gefaßt wurde.

Zur Weihnachtszeit herrschte bei allen Germanen Jutfred, ein Gottesfrieden; alle Zehnen, Streitigkeiten, jede gerichtliche Thätigkeit ruhte während dieser Zeit und jede Verletzung des Friedens wurde dreifach bestraft.

Die zwölf Nächte — denn so lange dauerte das Fest, vom 25. December bis 6. Januar — war also eine geweihte Zeit, in der alle Geschäfte ruhen, die Götter, sondern auch irakund, mit dem Menschen verkehrten, auch die Unterirdischen sich zeigten, und den Menschen manche Frage frei hand an das Schicksal.

Namentlich in der Mitternacht scheint die ganze Natur auf eine Stunde aus ihrem Todeschlaf zu erwachen.

Sommer, der Herausgeber der „Sächsischen Sagen und Gebräuche“, berichtet, daß ein Mann aus Burßah in Thüringen ihm erzählt habe, daß es in seiner Jugend Sitte gewesen, in der Weihnachtsnacht in dem Garten an allen Obstbäumen zu rütteln und ihnen zuzurufen: „Wäunchen, schlaf nicht, Frau Holle kommt!“

Es scheint also ein alter Glaube gewesen zu sein, daß die Natur, wenn die Götter nahe, wach sein müsse, und daß Bäume, die eingeschlagen, bei Verteilung des Fruchtgetreus von ihr übergeben werden.

Ein weit verbreiteter Glaube ist ferner, daß in dieser Nacht die Thiere die Gabe der Sprache und Weissagung bekommen; alles Wasser verwandelt sich, wie man in Gollstein glaubt, in Wein, oder hält sich wenigstens, gleich dem Oster- und dem Johanniswasser, ein Jahr lang fest.

Mädchen, die in der Weihnachtsnacht in den Brunnen schauen, erblicken darin ihren künftigen Schatz. Gleichwie in der Mitternacht, so öffnen sich auch in der Johannisnacht die Berge, aus denen muthige Sterbliche nicht selten mit Schätzen beladen zurückkehren.

In Norwegen erzählt noch heute der Fluhgeist Husdra in der Weihnachtsnacht von den Anwohnern des Fußes einen Streich.

Wir haben bereits erwähnt, daß man an dem Weihnachtsfeste zugleich die Vermählung Wodans mit Frigga feierte; ihnen zu Ehren schlachtete man den Juleber.

Was freilich diesen letzteren anbelangt, so könnte derselbe auch den kältig in Wohlthall geschlachteten und wieder auferstandenen Eber als Jahressymbol bedeuten.

Noch heute verzehrt in England fast jede Familie zu Weihnachten einen Schweinskopf.

Kernere freilich scheinen den Juleber nicht immer in natura, sondern nur symbolisch gegessen — und gegessen zu haben, wenigstens erzählt uns Willenhol in seinen „Sagen aus Holslein“, daß man heute noch bei den Vätern um die Weihnachtszeit Kuchen mit dem Bildnisse eines Ebers frisst.

Sollten diese Kuchen vielleicht die von Karl dem Großen, der bekanntlich die Deutschen mit Feuer und Schwert zu christlichen machte, verbotenen Simulacra de comparsa farina sein?

Auch in ganz Schweden, wo sich, ein passant erzählt, auch der Weihnachtsbaum in fast jeder Hütte findet, ist die Sitte heimlich, zu Weihnachten seines Weichbrots entweder ganz in der Gestalt des Julebers, oder doch wenigstens mit dessen Hilde versehen, zu essen.

Auch streut man in Schweden am Jutlotten, dem Weihnachtsabend, häufig Roggenstroh in die Stube, dem man dann eine besondere Kraft zuschreibt; man vertritt es dem Vieh, daselbe vor Krankheit zu bewahren, undet es um Mitternacht um die Räume, freut es auf den Aker, damit Früchte, Korn und Stroh gedeihe. Auch die Heberecke der in der Jutnacht gebrannten Lichter hebt man als Präservatio oder als Medikament gegen alle möglichen Krankheiten sorgfältig auf.

Der Frigga, als Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, zugleich Beschützerin der Ehe, brachte man überhaupt aus allen Naturreihen Opfer dar: war der Eber Repräsentant der Landthiere, so waren Karpen, Schafe, Galm oder Häring Repräsentanten des Wasserreiches, Apfelmund Blüße, die schon bei Griechen und Römern als Symbole der Liebe und Fruchtbarkeit galten, Repräsentanten der Baumwelt, während die an so vielen Orten üblichen Butterstöbe die Erdfrüchte — das Getreide — veranschaulichten.

Wenn an den zwölf Nächten der Genuß gewisser Speisen, namentlich Fische und Wechspeisen, geradezu vorgeschrieben war, war dazugehörig der Genuß der Hülsenfrüchte toent nicht durch Religionsvorschriften, doch durch die Sitte verboten.

Noch heute schmüdt man in England die Kirchen am Weihnachtsfeste mit immergrünen Zweigen von Ephen und Stedpalmen, und in den Häusern stellt auch die aus den Kirchen freilich als heidnisch verbannte Mistel nicht.

Wenn ein Mädchen unter den Mitleidenschaft tritt, so hat ein jeder Wunsch das Recht, es zu küssen; ein Mädchen, welches aber nicht geküßt wird, hat im Laufe des Jahres keine Aussicht, sich zu verheirathen.

Wenn man in manchen Gegenden, namentlich in Schweden, am 26. December noch heute den Pferden zur Aber läßt und das Blut aus bewährtes Halmstiel gegen Krankheiten aufhebt, so ist diese Handlung nur ein Stellvertreter, ein Wodan dargebrachtes Hloppfer, was mit dem heiligen Stephan, dem vier Tag geweiht ist, genöh nichts zu thun hat. Wahrscheinlich hat der heilige Stephan die Schutzpatronatschaft der Pferde, zu dem kein aus seinem Leben uns bekannter Zug ihn besonders berechtigt, auch erst übernommen, als die Kirche ihm einen Tag geweiht hat, an welchem die germanischen Völker Wodan Opfer dargebracht, unter denen das Hloß zweifellos das edelste war.

Die Heiligkeit der zwölf Nächte, mit denen das neue Jahr begann und in denen man den Göttern Opfer um gute Ernte darbrachte, macht es begreiflich, daß man gerade um diese Zeit das Wetter sehr genau beobachtete, um daraus das Wetter des ganzen Jahres vorauszufragen. So sich das Wetter von Christtag bis Dreikönig verhält, So ist's das ganze Jahr bestellt.“

heißt eine uralte noch heute im Munde des Volkes lebend Wetterregel.

Um das Wetter des Jahres voraus zu erkennen, beobachtet man das Wetter in den zwölf Nächten, von denen jede einen Monat repräsentirt. Man macht mit der Christnacht den Anfang. Wie das Wetter von sechs Uhr Abends bis Mitternacht, so ist auch das vom ersten Viertel des Januar; wie von Mitternacht bis sechs Uhr Morgens das des zweiten Viertels, wie von Morgen bis Mittag das des dritten, von Mittag bis Abends sechs Uhr das des letzten Viertels vom Januar, und so fort bei jedem der folgenden Tage.

Der letzte Januar entscheidet, ob die Wetteranzeige für das laufende Jahr gültig ist oder nicht: — ist dieser Tag nämlich trocken, so ist das Erstere der Fall, ist er feucht, das Letztere.

Im ersten Falle setzen Leute, die ganz sicher gehen wollen, die Beobachtung noch sechs Tage fort, indem sie immer von einem Tage auf zwei Monate schließen; stimmen beide Resultate überein, so ist die Prophezeiung — unfehlbar.

Nun, wir dächten, diese noch heute im Volke lebenden mit dem Christenthume doch in keiner Verbindung stehenden Reminiscenzen an das alte Jutfest, das Zeit der Winterjonnennende, bewiesen zur Genüge den ursprünglich heidnischen Charakter unrer Weihnachtsfestes.

Wir könnten diese Reminiscenzen noch vermehren, wollten wir hier an die Umzüge des von Wodan, dem Schimmelreiter, geführten „Wäthenden Heeres“, an die Umzüge der Frau Holbo, vom Volke gewöhnlich Frau Holle genannt, der Percha zc. erinnern, was wir jedoch unterlassen haben, weil ein Hineinjehen dieser Dinge in den Kreis unserer Betrachtung mehr Raum beanspruchen würde, als uns zum Zwecke eines Zeitungsartikels zu Gebote steht; nur erinnern wollen wir hier daran, daß auch die Griechen und Römer, die Slaven und Kelten zur Zeit der Winterjonnennende gleichfalls große Feste feierten, an welche wir hier freilich noch weniger eingehen können.

Auf welche Weise ist nun das altheidnische Jut- oder Weihnachtsfest aus einem heidnischen ein christliches Fest geworden?

Wenn man trotz aller in dieser Hinsicht angewandten Bemühungen, selbst nicht einmal Christus Geburtstag mit Sicherheit zu ermitteln vermocht, so kann es nicht Wunder nehmen, daß uns dies mit seinem Geburtstage noch weniger gelungen. Darum bezeichnet schon der 220 n. Chr. verstorbene Clemens von Alexandrien das Forchten nach Christus Geburtstage als eine unfruchtbare Wäthe, und noch im 7. Jahrhunderte bestätigte der Bischof Salob von Gessa, Niemand wisse den Tag, an welchem Christus geboren.

Aus diesem Grunde kann es auch nicht übersehen, wenn in den ersten Jahrhunderten des Christenthumes von Christus Geburtstagefeier keine Rede war; wie kann man einen Geburtstag feiern, den man nicht kennt?

Allen die Kirche, in ihrem Streben sich immer weiter zu verbreiten, fand bald, daß die unwohnlichen Heiden, wenn auch vielleicht nicht allzu fest an ihren Dogmen, doch um so fester an ihren Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten und mithin auch an ihren doch meist auf religiöse Vorstellungen basirten Festen hielten. Die Kirche, die seit ihrer Existenz auch stets in geistlicher Weise zu diplomatisiren verstand, hielt es also für angemessen, christliche Feste auf die Zeit der heidnischen zu verlegen, auf diese Weise dem Volke seine altgewohnten Feste nicht zu nehmen, wohl aber dem Feste eine christliche Bedeutung unterzulegen, daselbe mithin wenigstens äußerlich zu christlichen. Durch diese kluge Haltung erleichterte die Kirche den äußerlichen Uebertritt der Heiden zum Christenthume, deren innerliche Christianisirung dem Einflusse der Zeit überlassend.

So verlegte die Kirche die Feier von Christi Geburt auf die fast von allen Heiden festlich begangene Zeit der Winterjonnennende.

Der heilige Ambrosius erzählt uns, daß der Bischof Liborius in Rom im Jahre 360 am 25. December seine, des Ambrosius, Schwester zur Nonne geweiht und dabei gesagt habe: „Du siehest, eine wie große Volksmenge zum Geburtstage Deines Bräutigams (Christus) herbeigekommen ist.“

Aus diesen Worten erhellt wenigstens, daß man schon damals wenn nicht allgemein, doch wenigstens in einzelnen abendländischen Kirchen den 25. December als Christi Geburtstag angenommen hat.

Vom Abendlande verbreitete sich die Weihnachtsfeier allmählig auch nach der morgenländischen Kirche, doch bestätigte der heilige Chyrsostomus, der Bischof von Konstantinopel war, in einer am 25. December 386 gehaltenen Predigt, daß in der orientalischen Kirche die Feier von Christi Geburt erst seit noch nicht 10 Jahren üblich sei.

Daher kann es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn noch Augustin dem heiligen Augustin (geb. 354, gest. 430) nicht nur unter anderem Namen feierten, und noch Papst Leo I. (gest. 461) sagt in einer Weihnachtspredigt: „Der Feiertag der einjährige Menschen so berück, daß sie sich erwidern, dieser Tag sei nicht sowohl wegen der Geburt Christi, sondern wegen der neuen Laufbahn der Sonne heilig.“

Erst seit der Mitte des 11. Jahrhunderts wurde die

christliche Weihnachtstfeier in der Kirche allgemein, und das Konzil zu Konstanz setzte 1094 die Dauer des Festes auf vier Tage fest.

Später verringerte sich die Zahl der Festtage namentlich in der protestantischen Welt auf drei, was an die Dreieinigkeitsfeier erinnert, bis Preußen zuletzt auch den dritten Festtag aufhob, welchem Beispiele nach und nach sämtliche deutsche Staaten folgten; die anglikanische Kirche feiert nur einen Festtag, den Christmass-Day, und die schottische Kirche feiert Christi Geburtstag überhaupt nicht kirchlich.

Nach dem römischen Kalender ist der 21. Dezember der Tag der Winterjohanna; warum man nicht diesen, sondern den 25. Dezember zum Christtag machte, geschah vielleicht absichtlich, weil man ja die bei den Heiden übliche Feuer der Winterjohanna allmählich durch das christliche Fest zu verdrängen dachte, oder es machte sich hier vielleicht der Einfluß des persischen Mithrasdienstes geltend, der unter Pompejus in Rom festen Fuß gefaßt hatte; die Perser aber feierten die Geburt des Mithras am 25. Dezember.

Obgleich also das Weihnachtstfest von Haus aus ein heidnisches war, so ist es doch, nachdem die Bevölkerung sich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich christianisiert und das Christentum unter uns tiefere Wurzeln schlug, jetzt zu einem rein christlichen geworden. Durch die Christianisierung des Volkes verwandelten sich dessen ursprünglich große und leuchtende Göttergestalten, so weit sie vom Volke noch nicht vergessen, unter der Einwirkung der christlichen Geistlichkeit allmählich in Engel, Unholde, Geispenster und Schreckgestalten.

Aber eines haben wir aus dem Heidenthume in unsere christliche Weihnachtstfeier gerettet, eines, an welches sich unsere süßesten und glücklichsten Jugenderinnerungen knüpfen und dessen Anblick heute noch selbst ein alterndes und viel leicht durch manche Schicksalsschläge tief gebeugtes Herz erfreuet: — nämlich der Weihnachtsbaum.

Der Weihnachtsbaum war ein integrierender Theil des altdeutschen Festes, so weit sich die Feier desselben nicht in der Öffentlichkeit vollzog, sondern auf den häuslichen Kreis, die Familie beschränkte; derselbe, Slaven, Romanen und Kelten gleich unbekannt, ist das gemeinsame Eigenthum der altgermanischen Völker, und die Deutschen haben ihn aus grauem Alterthume hinüber gerettet in die Gegenwart und mit sich geführt, wohin ihr Fuß sie auch trug, so daß wir heutzutage den Weihnachtsbaum nicht selten sowohl in der einjämigen Blockhütte des amerikanischen Ansiedlers, wie im Empfangszimmer des deutschen Kaufmannes in Hong-kong oder Honolulu, auf dem familientheuren der deutschen Kolonisten an der Wolga, Transkaukasien oder Siebenbürgen leuchten sehen: häufig ist er das einzige Symbol, was den in die Fremde verlagerten und dort eingebürgerten Landsmann noch mit der deutschen Heimath verbindet.

Das Bild der edelsten deutschen Frau.

Da die Königin Luise auf dem Throne unter der Wucht der schwersten Schicksalsschläge, durch die Kraft ihres christlichen Glaubens an eine ewige göttliche Gerechtigkeit eine Leuchte für ihre Familie, für ihr Volk und ihre Zeit geworden ist, so ist die Begeisterung begrifflich, die sie in allen edlen Herzen entzündete, und der Cultus, der ihr nach ihrem Tode von den Ueberlebenden geweiht wurde. Wenn wir uns fragen: Was war es, was immer und immer wieder die Gedanken und Empfindungen der Nachwelt dieser Frau zuführt — war es ihre Schönheit, Holseligkeit und Anmuth — war es ihre Natürlichkeit, ihre Milde und Güte — war es ihr köstliches Herz und ihr hoher Sinn — war es endlich ihr Leben und Sterben? — so wäre, das Einzelne zu beantworten, nur ein Abriß vom Ganzen. Denn eben dieses Ganze, diese Vereinigung und unbedingte Zusammenfassung der höchsten weiblichen Eigenschaften machte die Königin Luise. „Sie war ein Engel“, sagten ihre Zeitgenossen von ihr, und die Worte und Tugenden unter ihnen wir aber sagen: Sie war noch mehr: Sie war ein Weib! Von ihr, der Königin der Schmerzen, hat sich alles Zeitliche, Unvollkommene und Unlautere losgelöst und sich verklärt zu höchster Weiblichkeit, zum Ideal der deutschen Königin, der deutschen Gattin — deutschen Mutter. — Wie selbstverständlich war es, daß das berühmte Bild Professor Trefftz's, darstellend die Königin Luise, mit ihren beiden ältesten Söhnen im Parke von Luisenpark in Hannover, auf der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung fast in gleicher Weise umdrängt wurde, wie Herkomer's Portrait der Miß Grant, wie glauben daher unseren geehrten Lesern eine Freude zu bereiten, wenn wir ihnen hier eine allerdings sehr verfeinerte Nachbildung desselben geben. — Welch sanfter Weibesz umfließt die Gestalt der unvergesslichen Königin, wie charakteristisch sind die Gestalten ihrer beiden Söhne dargestellt, Friedrich Wilhelm IV. trotz des Soldatenleibes seinen idealen Charakter nicht verleugnend, während Wilhelm, obgleich ohne Uniform von Kopf bis zum Fuß ein ganzer Soldat ist. — Die photographischen Vervielfältigungen haben selbstverständlich überall einen durchschlagenden Erfolg erzielt, dennoch wurde allgemein der Wunsch nach einer farbigen Reproduktion reg. Diesem Wunsche ist nun entsprochen und das Bild in einem vollendet schönen, vornehm wirkenden Aquarell-Farbendruck hergestellt worden. Jeder Abdruck ist mit der äußersten Sorgfalt auf der Handpresse angefertigt und ein genaues Abbild des jetzt im Schlesienschen Museum in Breslau befindlichen Original-Gemäldes.

Der Diamant.

Das edelste und kostbarste Produkt des Mineralreichs, der Diamant, gilt seit den ältesten Zeiten für den würdigen Schmuck der Macht und des Reichthums. Schon Homer, der etwa ein Jahrtausend vor Christo lebte, erwähnt diesen Gestein unter dem Namen Adamas, und der Naturforscher Plinius nennt Methopien als seinen Fundort. Die Krone Karls des Großen zierte bereits Diamanten, und noch im fünfzehnten Jahrhundert legte man dieser Steinart köstliche geheime Eigenschaften bei, namentlich sollte der Diamant seinen Träger nicht nur vor Krankheit und Verzauberung, sondern auch vor Verwundungen schützen. Dies war vielleicht der Grund, daß Herzog Karl der Kühne von Burgund während der Schlacht bei Nancy jenen berühmten Diamanten bei sich führte, obgleich ein feindlicher Soldat, der die Leiche dieses prächtigen Fürsten obernährte, ihn um einen Gulden an einen Priester verkaufte. Dieser Diamant erwarb im Jahre 1835 der Oerjägermeister des Kaisers von Rußland für eine halbe Million Rubel.

Der Diamant erscheint größtentheils mit abgerundeten Kanten und Flächen sowie in runden Körnern und ist farblos und wasserhell, doch findet man ihn auch grau, grün, gelb und braun, feldener roth, blau und schwarz. Er ist der härteste Körper des Mineralreichs, wird durch heftiges Reiben elektrisch und verwandelt sich bei höchstem Hitzegrade unter Zutritt der Luft in Kohlenäure, ohne den geringsten Zerbruch zurückzulassen. Unreine Diamanten erhalten durch die heftige Gluth, worin man sie, luftdicht eingeschloß, längere Zeit liegen läßt, eine hellere Farbe. Die Annahme, diese Steinart sei aus Ueberresten organischer Substanzen entstanden, ist durch die Thatsache, daß man Diamanten in Muttergestein eingeschlossen fand, gründlich widerlegt.



Bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war die Kunst, den Diamanten zu schleifen, unbekannt; zu dieser Zeit aber, im Jahre 1496, kam Ludwig von Berquen, ein Holländer aus den Gebirgen, diesen Stein mit seinem eigenen Pulver zu schleifen, und jetzt erst erschien der Diamant in seiner wahren Pracht; die Spitzsteine, so nannte man die ungeschliffenen Diamanten, verwandelten sich unter Berquens und seiner Geschülts Händen in funkelnde feuersprühende Brillanten, Nisetten, Tafelsteine und Dicksche, und nunmehr wurde der Diamant ein bedeutender Handelsartikel.

Nächst der Reinheit und Größe des Diamants ist sein Werth auch von der Anzahl seiner Facetten bedingt. Der Brillant hat die Form zweier abgeflumpten Kegel, deren Grundflächen einander decken. Der obere, bei der Fassung frei bleibende Kegel, heißt die Krone oder auch der Pavillon, während der untere Theil die Cullasse genannt wird. Die Fläche der Krone heißt die Tafel und die der Cullasse die Calotte. Die Nisetten zeigen eine platte Grundfläche, überragt von zwei Reihen dreieckiger Facetten, von denen die sechs obersten, Sternfacetten genannt, in eine Spitze zusammenlaufen. Die Krone, Diamanten zu schneiden oder vielmehr zu sägen, erfordert zu Anfang dieses Jahrhunderts der Holländer Veltved. Unreine oder brüchige Diamanten benutzt man zum Glaskneifen, Graviren, Bohren der Cullasse, Fäulen der Zapfenlöcher feiner Uhrwerke und zur Herstellung des Diamantenbrods oder Pulvers, welches zum Schleifen des härtesten Gesteins dient.

Bei dem großen Werthe des Diamanten ist es selbstverständlich, daß prächtiche Köpfe über dessen Fälschung nachzudenken, deshalb auch man beim Kaufe eines Steines sich hüten, nicht einen durch schwache Hitze weichgemachten Sapphir, Hyazinth oder Topas für einen Diamanten zu erhalten, an welchem der mit Nisettig feinstkristalle untere Kegel aus werthlosem Gestein, gewöhnlich Bergkristall, besteht. Das beste und sicherste Kennzeichen des Diamanten auf Echtheit geprüft, ist seine Härte, die jedem anderen

Körper als dem eigenen Pulver widersteht. Der in Paris nachgegebene Diamant besteht aus einem werthlosen und dabei sehr theuren Glasguss, der bei der unbedeutendsten Reibung Glas und Schiffs verliert.

Die ungeschliffene und geschliffene hervorragende Menschen in der Weltgeschichte eine unerhörliche Stellung erlangen, so giebt es auch unter der Anzahl kostbarer Diamanten einige, welche ihr glanzvolles sichtlich reiches sulturtes Dasein auf Jahrhunderte hinaus nachweisen können. Eine derselben ist der schon erwähnte Stein des Herzogs von Burgund, der aus der Sand eines Geisteslitzers an den König Antonio von Portugal gelangte. Dieser verkaufte ihn aus Geldmangel im Jahre 1489 für 100,000 Francs an einen Franzosen, von welchem er an Sancy kam, dessen Namen der Diamant noch heute führt. Als Sancy eine Geldnot litt, ließ er sich von einem Kaufmann, der verlangte König Heinrich von Frankreich als Pfand der Treue den Stein Karls des Kühnen, der Diener aber, welcher ihn dem Könige überbringen sollte, wurde unterwegs von Räubern überfallen und ermordet, hatte jedoch Zeit, das ihm anvertraute Kleinod heimlich zu verschleppen. Aus dem Mangel des Geblüthes kam der Diamant in den Besitze des Königs Heinrich II. von Frankreich, der im Jahre 1559 bei seiner Hochzeit zu König Ludwig XIV. von Frankreich, dem er ihn überließ und dessen Sohn und Nachfolger König Ludwig XV. bei seiner Krönung die Krone seines Vaters zum Schmucke diente. Der Sancy, jetzt in Rußland sich befindende Diamant, hat die Gestalt einer Birne, wiegt 53¹/₂ Karat und ist vom reinsten Wasser.

(vgl.)

Mannigfaltiges.

Säkular- und Semisäkularfeste.

Dezember 1887.

- 17. 17. Dezember 1187, † in Bith Bapst Gregor VIII. der der Alberto de Sinalchio hervorgerufen durch Rüstung und Friedensstöße, aber von sehr kurzem Regierungskais (er war erst am 21. Oktober 1187 an Stelle Urbans III. gewählt).
- 19. 19. (nach neuem Kalenderstil 30.) Dezember 1787. Gsch. zu Neud Otto von Kockelore, Sohn des Dichters M. v. K., würdiger Redner, unternahm drei Weltumsegelungen, machte namentlich in der Sibirie Entdeckungen, † 15. Febr. 1846 in Neud.
- 26. 26. Dezember 1737. Geboren auf der Ehrenburg bei Koburg Prinz Friedrich Josias von Sachsen-Koburg-Gotha, literarischer Redner, † im 77jährigen Alter, gegen die Türken und Franzosen, nahm 1794 seinen Abschied, lebte dann in Koburg, † dabeilbst 23. Febr. 1815.

Post-Nachst.

Bei den Postämtern laufen mitunter Briefe mit sehr sam-räthselhaften Adressen ein. Ganz leise kräft der Hahn" lautesthetisch in ** die Nachschrift eines Briefes, der richtig ankam, da die Post den Adressaten erzieht. Wer war der Adressat?

Anagramm von Verhoff Arnau.

1 2 3 4 5
Nings umspült von Meeressorgen,
Von Gebirgen auch durchzogen,
Fuhel man mich weit von hier.
1 2 3 4 5
Stundenlang läßt man mich wandern
Dit von einem zu dem andern,
Sicht man froh beim Glase Bier.

Somogramm von G. Drenhaupt.

o o o o
e l l l
m m s t
a u z z
Die Buchstaben obigen Schemas sind so zu ordnen, daß sie horizontal und vertikal dasselbe ergeben, nämlich 1. Hofenort, 2. Baum, 3. Vornamen, 4. Raum zur vorübergehenden Unterkunft von Perlonen.

Räthsel von Walter Gnowef.

a
a a b
b e d d d
d e e e e e
e o f f g g h
i l l m m m n n
o o o p p r r r
r r r r s s
s t t u u
u v z
Buchstabe
Gestein
Nol. Dichter
Ergeb. einer Rechenoperat.
Wrennat
Mittl. Aufgebot
Stuß in Afrika
Näml. Vornamen
Körpertheil
Buchstabe.

Die Buchstaben obigen Schemas sind so zu ordnen, daß sie das Buchstabenreihen ergeben. Die Diagonalen nennnen dänische Schloß.

2 Lösungen aus Nr. 50.

Arithmogrip: 1. Wils. 2. Wils. 3. Finus. 4. Topas, 5. Bulus. 6. Minos. 7. Agens. 8. Dumas. 9. Cajus. 10. Samus. 11. Elias. 12. Rogos. (Witzwörter.)

Korrespondenz.

Sam. Krüger, Gsch. 2., R. S. Meta Müller richtig. G. Drenhaupt 2 aus Nr. 49 richtig.

Verantwortlich Julius Dunkel. — Bild: Joh. Buchbinder (R. Metzgermann) in Halle.